

(Nachdruck verboten.)

21]

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Nun, Floslo, kennst Du Mamsell Berthe nicht mehr?“ fragte Daniel brüsk.

Floslos Wangen überzogen sich mit einer flüchtigen Röte. „Guten Tag, Fräulein Berthe,“ sprach sie leise, ohne sie anzublicken.

Berthe wußte nicht, was sie antworten sollte, Daniel aber legte Floslo die Hand auf die Schulter.

„Der Leon geht mit dem Netzele zu Madame Berthe. Und er bleibt bei ihr bis ins Frühjahr. Auf Ostern kommen sie dann heim auf den Berg, alle drei, und Madame Berthe bleibt auf dem Florimont. Verstehst Du?“

Floslos Schultern bebten, sie sah immer geradeaus, ohne es zu wissen. Ihr Herz klopfte ganz schnell, sie mußte immer den Mund aufmachen, wenn sie so geschwind ging wie jetzt.

Als das Kind keine Antwort gab, zog Daniel die Frauen zusammen.

„Alsdann, Flo, gib jetzt der Madame Berthe die Hand,“ stieß er heftig hervor.

Florence drückte die rechte Hand tief in die Falten ihres Kleides und ging hastig weiter. Sie war wieder blaß geworden, ihre Nasenflügel zitterten bei jedem Atemzug.

Da sagte Berthe leise:

„Laß das Kind, Daniel, das kommandiert sich nicht.“

Daniel aber blieb stehen, mitten auf der Straße, vor ihnen lag der Bahnhof unter dem gelbrotten Himmel, an dem die Sonne einen blutigen Brand entzündet hatte, und er faßte Floslos Arm, zog die kalten, feuchten Finger aus den Kleiderfalten und fügte sie in die ihm schnell entgegengereichte Hand Berthes.

„So, und jetzt vorwärts, in drei Minuten kommt der Zug!“

Er ging voraus, um die Karten zu besorgen.

„Kennst Du mich denn nicht mehr, Floslo?“ fragte Berthe leise und mitleidig.

Florences Lippen zuckten, sie antwortete nicht. Jetzt waren sie auf dem Perron. Auf einer Bank saß das Netzele und hielt den schlafenden Leon auf dem Schoß. Da schoß Floslo auf einmal auf die beiden zu und erstickte sie fast mit Liebkosungen. Der Leon, aus dem Schlaf geschreckt, brüllte aus Leibeskräften, und als gerade der Zug fauchend und spudend in die Halle donnerte, brüllte er noch lauter.

„Nanette, laß mir den Leon da,“ schluchzte Floslo und wollte den Strampeler nicht loslassen.

Daniel machte dem ein Ende. Sie stiegen ein.

Schon gellte die Glocke und schmetterten die Schaffner die Coupétüren zu, da sprang Daniel noch auf den Wageneintritt:

„Auf Wiedersehen, Berthe! Halt ihn mir gut, den Vuben, und Du weißt, im Frühjahr!“ —

„Abfahren!“ schnarrte der Dienstuende, und die Signalpfeife schrillte. Der Schaffner zerrte Daniel herab. Berthe gab keine Antwort mehr. Der Pfiff der Lokomotive und das Kreischen der Räder erstickten Floslos letzten Schrei nach dem Leon und dem Netzele.

Berthes schwarzer Schleier wehte im Luftzug, und nun klemmte sich noch eine runzelige Hand über ihrer Schulter aus dem Fenster und hielt ein weißes Taschentuch straff im Winde.

Als der Zug über die Weichen fuhr und nur noch der letzte Wagen sichtbar war, wandte sich Daniel ab:

„Komm, Floslo! Jetzt gehen wir zum Doktor, der soll Dir ein Zertifikat geben, daß Du ein paar Wochen heim darfst, und hernach fahren wir auf den Berg.“

Florence wischte noch an den Tränen, aber es schmiegte jetzt keine Hand in Daniels Finger und sagte:

„Schau, Batterle, es gibt ein Wetter.“

Braunrotes Gewölk mit weißglühenden Rändern stieg über den Vogesen empor. Wo der Florimont seinen runden Rücken über die Waldberge in die Höhe krümmte, quollen dickwanstige Untiere über den Saum des Himmels und wälzten sich ins Tal.

„Heiliger Sanct Florian, heb die Hand auf, das gibt ein Nordswetter, wenn's der Hohnack nicht stellt,“ antwortete Daniel.

Er hatte den Heiligen gegen Feuersgefahr kaum angerufen, wie er's gewohnt war und ohne weiter nachzudenken, so biß er sich auf die Zunge. Ein Gedanke fraß ihm am Herzen. Wenn einer von den Blitzen dort oben zündete! Aber schon packte ihn die Angst um Leut und Vieh, und er trieb zur Eile.

Die Wolken hockten in einem schwarzen Klumpen auf den Bergen und saugten alle Dünste an sich, so daß die Sonne wieder hervorkam, aber sie war blutig gefärbt. Und als würde sie angezogen von dem Wolkenpfehl, den gährenden Rachen und tastend nach ihr langenden Fangarmen, die aus dem Knäuel aufwuchsen, sank sie erst langsam, dann schnell und schneller den Bergen zu.

Die Schwüle brannte auf den Waden, Pflaster, Mauern und Dächer glühten, kein Hauch in der Luft, tot und regungslos alles, nur die nervösen Blätter der Pappeln am schwarzen Kanalwasser flirrten, und aus den Wolkenleibern kam ein unheimliches Grunzen, das lief durch die Täler und verlor sich über der Stadt. Es war, als freuten sich die Untiere dort oben mit den gierig sich blähenden Kröpfen über die feiste Beute, die blutige Sonne, die immer größer und glänzender anschwell, immer schneller den aufgesperrten Rachen sich näherte.

Als Daniel mit Floslo in der leeren Postkutsche saß, liefen die Gänge mit schauernden Flanken vor dem gelben Kasten, und der alte Postillon, der sonst schlaftrunken mit dem Kopfe wackelte, hielt sie heute fest in den Bügeln. So ging's zwischen den Reben hin in die Gewitternacht hinein. Gerade waren sie im Trab durch Jagersheim gefahren, da wurde die Sonne von den Wolken verschlungen, und zugleich rissen sich die schwarzen Ungetüme von dem Gipfel des Hohnack los, fielen brüllend übereinander her und wälzten sich über die Berge ins Tal.

Floslo drückte sich an den Vater. Mit glänzenden Augen starrte sie in das Wetter. Hin und her schleuderten die geängstigten Gänge den schweren Wagen.

Daniel legte den Arm um das Kind.

„Nur keine Angst, Maide, strenge Wetter regieren nicht lang.“

Er fühlte trotz der Erschütterung der Postkutsche ihr Herz klopfen. Der Doktor hatte ein bedenkliches Gesicht gemacht und wollte wissen, ob er oder seine Frau mit dem Herzen zu schaffen hatten. Da hatte er ihm sagen müssen, daß es ein angenommenes Kind sei.

„Das ist etwas anderes!“ erwiderte der Arzt, und als ob er nun den Vater weniger schonen mußte, hatte er brutal gesagt:

„Wenn Ihr es noch eine Zeitlang behalten wollt, so müßt Ihr Sorg haben zu ihm. Und auf dem Florimont erst recht. Da schafft das Herz noch geschwinder als sonst.“

Der Florimont!

Daniel preßte Floslo noch fester an sich und hob es auf den Schoß, als ein greller Blitz um die Hügel züchte und ein Krach und ein Schlag in die Reben fuhr, daß die Fenster flirrten. Und dann brauste eine Staubwolke an ihnen vorüber, wild sich überstürzend auf der weißen, vom schwefeligen Licht geisterhaft erhellten Chaussee.

Die Postgänge waren in einen Geißengalopp gefallen, der dem alten Männlein auf dem Kutschbock die Bügel fast aus den Händen drehte. Wieder ein Blitz. Rurpurblast, kugelig geballt, plachte er mit einem Knall links oben im Nebberg, kein Donner danach, nur trockenes Splintern und Brechen der getroffenen Rebpfähle, und mit einem Ruck standen die Gänge wie festgewurzelt. Der Schaum lief ihnen aus dem Maul. Ihre Flanken schlugen, und ein Windwirbel riß sie an den Mähnen, fuhr ins Rabriolett und sprang durch die berstenden Scheiben ins Innere und zu dem Wagenfenster wieder hinaus.

Mit einem leisen Schrei verberg Floslo den Kopf an Daniels Brust. Es war ganz dunkel geworden, der Himmel versunken, schwarze Wolkenherden jagten stöhnend in die Ebene hinaus. Auf Daniels Stirn stand der helle Schweiß, und erstickend quollen immer neue Ströme badofenheißer Luft in den

Wagen. Der Postillon schrie mit heiserer Stimme und drehte den Säulen die Rinnladen ab, aber sie standen wie verhext. Da nahm Daniel das Kind in die Arme und rief ihm ins Ohr:

„Geh, Floslo, herzlich, Maidle. Sitz still und grein nicht wegen so einem Gewitterle.“

„Vatterle!“

Es klammerte sich an ihn:

„Vatterle, die armen Seelen fahren aus der Höl!“

„Herrgott Sakrament, das haben sie Dir in der Nonnenschul einbrennt,“ schrie er wild. „Sitz still und laß mich hinaus.“

Er stieß die Tür auf und drückte sie hinter sich zu. Einen Augenblick holte er Atem, ehe er aus dem Wagenschutz herausprang und zu den Säulen rannte. Die schwere Postkutsche stand schräg dem Sturm zugekehrt. Der Donner brüllte zwischen den Bergen, und jetzt kam von Ammenschweier her die Martinsglocke als Notzeichen. Es war kein Läuten, nur ein Weiern am Rande der Glocke, das Klang gar seltsam, eintönig, unaufhörlich; spitz und dünn drang es durch Sturm und Wetter.

Daniel war an den Köpfen der Pferde. Er riß sie herum, der Ebene zu. Da gehorchten sie, und nun vollgierte er über Radnabe und Deichsel auf den Kutschersitz, griff dem alten Postillon in die Zügel und schnellte sie in die Höhe. Da schnaubten die Säule laut auf und zogen an. Aber kaum hatten sie sich in die Kette gelegt, drehte Daniel die blind zurückstrebenden nach der anderen Seite im Halbkreis, so hart auf dem Fleck, daß das eine Hinterrad über den Straßengraben ins Leere griff, und trieb sie mit schrillum Ruf, mit mächtigem Peitschenhieb talauf, dem Wetter entgegen. Er stand breitbeinig über den ängstlich zusammengeschrumpften Kutscher gebückt und sperrte sich gegen den Sturm.

Jetzt schlug ihm ein schwerer Tropfen auf die Stirn, talergroße Spritzen flecten den Staub, brammten auf den Pferde Rücken, auf Gesicht und Händen, ein paar Schloßen plagten dazwischen, ein Blitz weiter oben, ein Schnitt mit goldenem Messer quer durch, und mit dem Donner quoll aus dem klaffenden Wolkenbauch blutwarmer, strömender Regen. Ein einziger, schwemmender, unendlicher Guß.

Und durch die laue, quirlende Flut rasten die Säule und zischten die Räder. Im leeren Wagen das blasse Kind war auf die Lederpolster geklettert, und preßte die Stirn an die eine heilgebliebene vordere Scheibe. Es sah nicht viel, denn das Wasser schoß in Strömen über das Glas, aber es hörte das Traben der Pferde und dann und wann einen tausenden Peitschenschwung und die herrische, helle Stimme des Vaters.

Da verging seine letzte Angst, es atmete tief die feuchte Luft, und auf einmal begann es zu singen, wild, mit schweißgebadeten Haaren und in jauchzenden, atemlosen Tönen:

„Halli, hallo!

Herzhaft, Floslo!

Der Vatterle zwingt

Den himmlischen Wind.

Und jetzt fahren wir heim

Auf den Florimont.

Halli, hallo,

Herzhaft, Floslo!“

Der Regen prasselt, laut klirren die Scheiben, weithin rollt, sich selbst besänftigend, der grollende Donner und in die Rheinebene zieht, fernhin versprengt, die wilde Jagd am niederen Himmel.

Floslo singt immer schneller und kühner aus voller Brust ihren kindlichen Triumph in die taube, dampfende Welt hinaus.

„Halli, hallo,“ jauchzte es, jauchzte mit leuchtender, schmerzender Brust, in der das Herz hin und her sprang, wie die Säule vor dem Wagen.

10.

Serbstnebel wogten in den Tälern, auf den Höhen war Sonne. Wo das Wetter niedergegangen war, liefen steinige Rinnen, Geröll lag bloß, und in dem Tälchen, das den Stauweiser fassen sollte, saß Wasser im moorigen Grund. Ueber dem Florimont war das Gewitter nur mit einem Zipfel hingefahren, der ein paar verlorene Blicke ausgestreut und einen Schwall schnell verrauschenden Regens über die Matten gejagt hatte. Weiter drüben, gegen die Seen zu, waren zwei Röhre gefallen, die eine war blind über die Weidmauer gestürzt und abgetan worden, die andere in den strudelnden Weichbach getaten und erfossen.

Das Bergwirthshaus sah keine Gäste mehr. Der kühle,

herbstliche Hauch, der nach dem Abschledsgewitter des Sommers über die Kluppen flog, hatte alles ins Tal geweht. Der zweite Knecht, die Köchin und die Zimmermagd traten am fünfzehnten aus dem Dienst, Daniel legte einen Fünflire auf den Lohn und wartete mit heimlicher, verbissener Ungeduld, bis sie aus dem Haus waren.

Floslo strich über die Weide und um die Steine, aber nicht wie früher, sondern unruhig, suchend, als ob es etwas verloren hätte. Der Leon und das Nettele fehlten, und nur die Catherine war noch da und der lahme Sepple.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Moral.

Von Ernst Preczang.

„Ah, da sind Sie ja, Herr Pollmann. Und unser junge Elebe auch.“ Kaufmann Schniebel reichte die Hände über den Ladentisch. „Bitte, treten Sie ins Zimmer.“

Pollmann und Sohn drängten sich an den Zwiebelsäcken vorbei. „Bitte, nehmen Sie Platz. Eine Zigarre? Bitte sehr.“ Schniebel gab Feuer hinüber und zündete sich selber eine an. „Ja, also mein lieber Herr Pollmann, heute solls losgehen, nicht wahr? Wir werden den jungen Mann da in die Geheimnisse des Handels einweihen.“

„Ich hoffe, Herr Schniebel, daß Sie einen tüchtigen Kaufmann aus Karl machen. Die Anlagen, glaube ich, die nötigen Vorkenntnisse sind da.“

„Ich habe selten so gute Schulzeugnisse gesehen“, gestand Schniebel. „Besonders freut es mich, daß nach der Beurteilung seiner Lehrer auch die Charaktereigenschaften nichts zu wünschen übrig lassen. Nämlich auch die sind von wesentlicher Bedeutung, Herr Pollmann. Ein Kaufmann von heute solls in allem seinen Mann stehen. Mancherlei Versuchungen treten an ihn heran. Da heißt's denn: nie die Treue vergessen, die Aufrichtigkeit und unbedingte Ehrlichkeit. Ihr Vertrauen zu mir muß unerschütterlich sein, junger Mann. Und andererseits muß ich mich auf Sie wie auf mich selbst verlassen können.“

„Das dürfen Sie.“ Pollmann drückte ihm die Hände. „Es freut mich außerordentlich, Herr Schniebel, daß Sie gerade auf diesen Punkt besonderes Gewicht zu legen scheinen.“

„Unter Ehrenmännern,“ sagte Herr Schniebel, „ist das selbstverständlich, Herr Pollmann. Leider — die Erfahrungen, o, sehr leidige Erfahrungen, — zwingen dazu, die jungen Leute noch besonders darauf hinzuweisen. Ihnen nicht nur die Ausbildung der Fähigkeiten, sondern auch die Stärkung des Charakters ans Herz zu legen.“

„Die Erziehung meiner Kinder ging immer nach dieser Richtung.“

„Ich bezweifle es nicht, Herr Pollmann. Sonst würde ich Ihrem Sohne keinen Platz in meinem Geschäft geben. Immerhin: in der Praxis stellen die Dinge sich leicht anders. Gefahren, Versuchungen lauern überall, in einem Geschäft wie dem meinigen besonders. Mit dem Kaudis fängts an —“ Schniebel zuckte lachend die Achseln, „ja, er schmeckt süß, es läßt sich nicht leugnen. Schokolade, Bonbons, Pflaumenmus und andere schöne Dinge stehen und liegen umher. Es gehört schon eine gewisse Festigkeit dazu, sie unprobiert liegen zu lassen.“

„O,“ Karl wurde rot, „aus Süßigkeiten mache ich mir gar nichts, Herr Schniebel.“

„Nein.“ Pollmann bestätigte es. „Karl war immer mehr fürs Herbe.“

„Desto besser.“ Schniebel lächelte fein. „Aber es mangelt in meinem Laden auch nicht an herben Delikatessen. Lachs, Wurst, Schinken und dergleichen. Vielleicht rauchen Sie auch schon?“

Karl sah mit glühendem Gesicht auf seinen Vater. Der wurde ärgerlich: „Entschuldigen Sie, Herr Schniebel, aber —“

Schniebel fiel ihm in die Rede: „Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Pollmann! Ich spreche natürlich nur in der Hypothese. Gerade, weil Sie dabei sind, glaube ich Ihrem Sohne darauf aufmerksam machen zu sollen, damit er die Versuchungen mit Bewußtsein vermeide. Wir wollen das Kind doch nicht erst in den Brunnen fallen lassen. Nachher ist das Unglück da! Wir erleben es doch Tag für Tag, daß junge Leute sich in ihrer Dummheit zu Handlungen hinreißen lassen, die von schwerwiegendster Bedeutung fürs ganze Leben werden. Da ist die Kasse — der Chef steht nicht immer dabei — ein Griff und —“

„Genug!“ Pollmann erhob sich. Schniebel drückte ihn lächelnd nieder. „Mein lieber Herr Pollmann! Ich bin selbstverständlich überzeugt, daß derartige Zwischenfälle bei Ihrem Sohne gänzlich ausgeschlossen sind.“

„Ich siehle doch nicht und ich betrüge doch nicht!“ rief Karl mit flammendem Gesicht.

Schniebel nickte ihm lächelnd zu. Dann drückte er beiden die Hände. „Ich sehe, ich habe nichts zu befürchten. Aber es muß gesagt werden. Man hat ja schon schwer zu kämpfen, Herr Pollmann. Und wenn einem der Profit noch auf solche Weise ge-

schmäler wird —! Na, Punkt dahinter!“ Schniebel erhob sich. „Karl wird ein ehrlicher und braver Mann werden und ein Kaufmann, wie er im Buche steht. Vergessen Sie niemals: Treue und Rechtlichkeit lohnen sich selber.“

„Gewiß“, Bollmann stand auf. „Wahre Dir Dein empfindliches Gewissen, mein Junge.“

Er nahm Abschied und ging. Schniebel trat mit seinem Lehrling in den Laden.

„Zunächst werde ich Ihnen zeigen, wo die gangbarsten Artikel liegen. Fragen Sie sich ein.“

Zehn Minuten später trat eine Frau in den Laden und forderte ein Pfund Butter.

„Nun passen Sie auf!“ ermahnte Schniebel leise seinen Lehrling. Dann tauchte er die gerippte Butterchaufel tief in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, stach in die Butter, kratzte sie aufs Papier, tauchte noch einmal die Schaufel ins Wasser, knetete die Butter und warf sie auf die Waage. „Uebergewicht, sehen Sie?“ Die Schaufel stach eine Ecke ab und brückte gleichzeitig die Schale nieder. Sie geriet in eine schaukelnde Bewegung. Schniebel beobachtete einen Moment und nahm die Butter schnell herab, als die Gewichtsschale hochschnellte und die Warenchale auf den Ladentisch schlug. „Reichlich. Bitte. Sonst noch etwas?“

„Danke.“ Die Frau zahlte und ging. Schniebel lächelte selbstgefällig: „Haben Sie gesehen?“

Karl war sich nicht klar.

„Na,“ sein Prinzipal klopfte ihm auf die Schulter. „Das lernt sich. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Nur flink! Immer flink! Bahaha!“

Ein junger Mann trat ein: „Haben Sie frische Bücklinge?“

„Prima. Heute morgen aus Kiel gekommen.“

„Heute morgen?“ Es war ein Mißtrauischer. „Die Kiste ist ja nahezu leer.“

Schniebel lächelte: „Es ist die zweite. Sie gehen wie warme Semmeln, werter Herr. Meine Kundenschaft reißt sich danach. Heute Abend würden Sie vergebens kommen.“

„Also sechs Stück, bitte.“

„Bitte.“ Die Fische lagen schon im Papier. „Die Frau, die eben hinausging — Sie sahen wohl — die hat gleich ein Dutzend genommen. Schöne weisfällige Schinkenwurst kann ich Ihnen empfehlen. Vor einer Stunde angelangt. Nicht? Vielleicht einen Ramadour?“

„Danke. Adieu!“

„Adieu! Empfehle mich. Auf Wiedersehen.“ — Zum Lehrling: „Haben Sie bemerkt?“

Karl sah schau auf: „Es war ja gar nicht wahr.“

„Was?“

„Die Frau hatte keine Bücklinge gekauft.“

Schallendes Gelächter. „Nein. Natürlich nicht. Die hätte erst drangerochen. Verstehen Sie. Die Frauen sind überhaupt schwerer zu behandeln. Da muß man reden. Ueberhaupt, merken Sie sich: keine Worte sparen! Lieber ein paar zubiel. Zum Beispiel: Sie sehen aber gut aus, Frau Müller, oder die Bluse kleidet Sie vortrefflich, Frau Schulz. Dafür ziehen Sie einige Gramm am Gewicht ab.“

Karl wurde dunkelrot. Dann sagte er leise: „Das werde ich nie tun, Herr Schniebel.“

„Was?“ Schniebel sank fast um.

„Nein. Es wäre Betrug.“

„Betrug?“ Schniebel lachte laut, aber verlegen. „Sie sind wohl nicht bei Trost, junger Mann. Wie können Sie solche Worte gebrauchen?“

Karl atmete schwer: „Mein Vater hat gesagt —“

„Was hat Ihr Vater gesagt? — Na, gut, ich gehe heute Abend zu ihm. Vor einer halben Stunde haben wir erst von der Treue gesprochen, die Sie Ihrem Chef schuldig sind — jetzt machen Sie gleich solche Sachen? Nein, mein Lieber, da müssen Sie sich noch gewaltig ändern!“

Karl kam am anderen Tage nicht wieder. —

Kleines feuilleton.

dg. Das Tempelhofer Feld. Eine öde Grassteppe, den langweiligsten Platz Berlins, nennen es die, die es nicht kennen; und es hat doch keine eigenen Reize, und wenn man es genau studiert und mit offenen Augen darüber wandert, gewinnt man es förmlich lieb.

Eine öde Grasfläche, ja, aber sie hat ihre Stimmungen, die Stimmung des Weiten, des Unbeengten, die Stimmung der Heide oder auch der See. Wie die See hat sie das ewig Wechselnde; sie ist anders am Morgen, anders am Abend, anders in schwüler Mittagsglut, anders in der Dämmerung des Septembertages.

Oh, die Morgenstunden auf dem Tempelhofer Felde, wie sind sie schön! Eine köstliche Frische liegt über dem weitem Land. Ueber der Hasenheide kommt die Sonne herauf. Hell und glänzend steht sie über dem Walde. Seine Baumreihen heben sich scharf von einander ab. Zwischen dem dunklen Grün der Nadeln leuchten die helleren Töne verstreuter Birken.

Und ein feiner Duft liegt über allem, und auf den Gräsern blinkt der Tau, und linksin und geradeaus, wo die Dörfer liegen, weht ein blasser Dunst und hüllt die Türme und Dächer, die Bäume und Gärten in zarte, flatternde Schleier.

Und die Luft ist rein und frisch, da hebt sich die Brust, weit wird das Herz. Das ist der Sonnenmorgen. Aber wenn der Sturm weht und der Regen fällt, grau und leer dehnt dann sich das Feld ins Weite hinaus, das Bild der Einsamkeit. Die Wolken jagen vom Winde getrieben. Wo in Berlin sieht man noch so dicke Wolken jagen wie hier, wo der Himmel sich fast ohne Ende spannt, Wildzerrissen stürmen sie dahin, ballen sich zusammen und zerflattern, drohen schwarz und finster und hängen weiß wie lange wehende Schleier in fahlem Grau auf das Feld herab.

Und die Bäume der Chaussee biegen sich im Winde, und der Richtungsbaum auf dem Felde rauscht, ein ewig gleichmäßiges, einträgliches Rauschen, und die Krähen fliegen auf und schreien.

Aber der Abend ist vielleicht das Aller schönste.

Du mußt hinausgehen, wenn die Sonne sinken will. Drüben über Schönebergs Dächern geht sie unter. Wie ein großer glutroter Ball hängt sie zwischen den Wollenschleiern, und plötzlich fängt der Himmel an zu brennen. Zwischen schwarzen Wolken lodert es auf; in langen roten Streifen, in purpurschimmernden Strahlengarben; sie jähren nach rechts und links, sie breiten sich über den ganzen Himmel aus. Der ganze Himmel brennt. Die weißen Wolkenspitzen leuchten wie Schneberge im Alpenglühen. Alle Wollenzacken und Wollenslinien werden glänzend und treten scharf hervor, bis in die fernsten Wollenslager schiebt sich ein sanftes Rosenrot.

Und alle Fenster strahlen im Widerschein dieser Flammenglut.

Und dann auf einmal ist alles fort. Das Licht erlischt, hier noch ein letztes Schimmern, da ein verlorenes Leuchten — Nacht. Ueber Schönebergs Dächern liegt die schwarze Wollenwand wie ein Riesengeheuer, ein Krake, der seine Fänge ausstreckt. Sie wachsen und wachsen. . . .

Ja, das alles sieht und erlebt man auf der ödesten Stelle Berlins, auf dem lahlen Tempelhofer Felde.

Und noch viel mehr erlebt man da. Es gibt ja auch noch Menschen hier.

Ein Herbstmorgen, ganz in der Frühe, ein Morgen voll Glanz und Pracht, aber frisch, schon mehr kalt. Auf der Chaussee wogt das Leben bereits auf und ab. Milchwagen, Gemüßewagen, Automobile, Radfahrer, elektrische Bahnen, Spaziergänger, elegante Herren und Damen, die ihre Hunde spazieren führen oder Kurpromenaden machen. Das Feld ist leer. Man bekommt ja nasse Füße, wenn man so früh ins taufeuchte Gras geht. Es wagt sich niemand hinein. Oder doch?

Ja, da in der Vertiefung ein schwarzer Fleck. Ein Mann ist's, lang ausgestreckt liegt er im nassen Grase, den Arm als Kopfstütze untergeschoben, den Hut über das Gesicht gerückt, er schläft.

Er hat schon die ganze Nacht da geschlafen, ein Obdachloser, der Weststadt Glend mitten in der lichten Morgenpracht.

Es schlafen viel Obdachlose hier herum! . . .

Die eleganten Herren und Damen auf dem Promenadenwege schauern und denken fröstelnd an die warmen Betten, denen sie kaum entstiegen sind.

Am Nachmittag wird es lustiger auf dem Felde, da kommen die Kinder, mit Bällen und Drachen kommen sie, mit Puppenwagen und Sandspielzeug, und die Mütter bringen ihre Klappstühlen und ihr Nähzeug und als allerwichtigstes die Futtertasche mit.

Das Feld kribbelt und wibbelt wie ein Ameisenhaufen, überall schwarze Punkte, die durcheinander rennen, springen und tanzen. Auf der Schöneberger Seite haben die Sportklubs ihr Domizil. Da flattern die Fähnchen der Fußballspieler, da herrscht der Sportjargon. Die Rigdorfer Seite ist mehr Familienfeld. Ueberall kleine Wigwams unter aufgespannten Regenschirmen, im Schatten der Kinderwagen oder hängender Plaids. Und die Bälle fliegen, und die Drachen steigen, alte Kinderlieder klingen durch die Luft. Kinderjubel, Kinderlachen von allen Ecken und Enden.

Und da sagen sie, du sollst öde sein, du mein liebes Tempelhofer Feld! . . .

es. Die „Ausstellung fürs Kind“, die im Warenhaus Tieh zu sehen ist, steht unter künstlerischer Leitung der Geschwister Kleinheimpel in Dresden, die durch künstlerische Arbeiten auf dem Gebiete des Spielzeuges bekannt geworden sind. Die Ausstellung ist mit Glück arrangiert und gibt auf kleinem Raum eine reiche Auswahl. Besonders interessant ist natürlich das Verhalten der Kinder zu den Sachen; sie bestaunen alles, üben aber auch Kritik.

Eine kurze Schrift unterrichtet über das Wesen des Spielzeuges. Es soll nicht dem Kinde etwas Fertiges geboten werden. Damit ist es schnell am Ende, legt es weg und wendet sich irgend welchen einfachen Gegenständen zu, die seine Phantasie anregen, bei denen es mitarbeitet. Gerade diese mißschaffende Tätigkeit soll angeregt, genährt werden. Denn es gilt nicht, das Kind zu verblüffen. Schwierige Konstruktionen einer komplizierten Maschine, allzu prunkvoll aufgebauete Arrangements werden wohl ein Aß der Bewunderung, aber die Wirkung hält nicht nach. Denn es ist alles in so reichem Maß vorhanden, daß das Kind nichts hinzutun kann. Ganz einfache Stücke sind seine Lieblinge, zu ihnen kehrt es zurück, es legt Gefühl und Seele und Empfinden in sie hinein und belebt die toten Gegenstände. Nach diesem Prinzip ist der Plan der Ausstellung durchgeführt.

Der Inhalt läßt sich in drei gesonderte Gebiete einteilen. Erstens sehen wir die üblichen Erzeugnisse der teuren Spielwarenindustrie, jene minutiös nachgebildeten elektrischen und sonstigen Maschinen, die auf mechanischem Wege in Tätigkeit treten und dann dem

staunenden Kinde irgend einen Lärm vormachen, ein Musikstück herunterrasseln und dergleichen. Das ist die nicht vorbildliche Seite der Ausstellung. Wo solche Stücke gegeben werden, sollen sie deutlich den Stempel eines Lehrmittels tragen, wie es die Ausstellung auch zeigt, Aquarien, Terrarien, Schmetterlingsjammungen. Was soll z. B. ein Kind mit einem Kanarienvogel anfangen, der läuschend singt? Es staunt, aber es ist nicht gefesselt.

Dann kommen die primitiven Schnitzereien fremder Völker. Die japanischen Puppen und Nippfächchen zeigen eigenartige Farben und Formen. Die Hinneneigung zur grotesken Gestaltung, dabei doch eine Feinheit der Auffassung im ganzen, ein lustiger Humor kommt auch in den nicht sonderlich guten Stücken zur Darstellung, die, für den europäischen Export gearbeitet, hier zumeist vertreten sind. Auch Rußland zeigt eine derbe Farbigeit, die besonders den Figuren zugeht kommt, die meist häuerlich kostümierte Typen darstellen. Ein schönes Beispiel eines passenden Kinderpielzeuges gibt eine orientalische Arbeit, ein Schiff aus Holz, Papier und Metallteilen grob zusammengefügt. Hier sieht man schon die Berührungspunkte mit der modernen Kunst. Die Künstler knüpfen an solche primitiven Vorbilder an und überwinden so die geistlose Nachahmung. Ein naives, frisches Beispiel, das auf ein Kind sehr anregend wirken wird, ist das alte Dorf, das von Bauart Gräbner aus Streichholzschachteln und Streichhölzern zusammengefügt und übermalt ist. Auch Ungarn gibt brauchbare farbige Motive. Dieser primitiven Kunst steht bei uns in Deutschland eine ähuliche Gruppe gegenüber: die Bauernschnitzereien. Speziell Bayern ist das Land, das hier noch Tradition besitzt. Die Schnitzschulen von Oberammergau und Wachsiedgaden zeichnen sich aus durch feine und solide Arbeit. Namentlich die Tiernachbildungen sind lebendig und natürlich. Die reiche Kostümrade der Tiroler Bezirke hat die Künstler angeregt, nach Vorbildern Puppen in alten Kostümen anfertigen zu lassen. Der Hagenbund in Wien hat einen ganzen Schrank solcher Kostümierten ausgestellt. Den wahren Wert würdigt allerdings bewußt erst der Erwachsene. Auch die Nymphenburger Puppenköpfe gehören in das Gebiet. Und eine ganze Reihe von Dörfern und Städten in Oberbayern pflegen diesen Sonderzweig bildnerischer Kunst, die das Wissen des Kindes bereichert, ohne daß es etwas davon ahnt. Dahin gehören auch die Nachbildungen von Bauernhäusern in dem jeweils geprägten Typus, die Gruppierung ganzer Dörfer in ihrer charakteristischen Eigenart, Holzsteiner Bauernhaus, Tiroler Dorf etc.

Die Arbeiten der modernen Künstler, die die dritte Gruppe bilden, zeigen übereinstimmend die Betonung der aus den primitiven Schöpfungen obengenannter Art gewonnenen Anregungen. Und speziell sind es die kleingemaltenen Stücke, die diese Art umfassen. Betonung des Farbigen, Derben, Weglassen verwischender Nuancen, die nur flau oder fühllich wirken. Damit stellt sich unwillkürlich ein Gang zu derber Komik ein. Das Charakteristische einer Erscheinung wird betont. Eine gewisse Unerkennbarkeit erfreut das Auge. Meist wird das häuerliche Milieu bevorzugt. Dörfer sehen wir, ländliche Feste, Hochzeitszüge, Schützenfeste. Aber auch die modernen Erzeugnisse erfahren künstlerisch-derbe Gestaltung; wir sehen Automobile, Radfahrer, Eisenbahnzüge, Lokomotiven, ein sinnreiches Theater mit beweglichen Figuren, einen Zirkus mit Zuschauern, das alles in Holz derb geschnitten und malerisch kräftig. Das Kind baut so nicht nur auf, sondern kann im Spiel jeweils die Situationen nach Gutdünken verändern und beleben. Auch der Pfefferkuchen zeigt in Zuderguß dieselben derben Figuren und Typen.

Da die Arbeiten alle solide hergestellt sind, so eignen sie sich auch in dieser Hinsicht für das Kind, das gern kräftig zupackt. Die Massenware ist ja auf diesem Gebiete so schlecht gearbeitet, daß ein Entgegenarbeiten direkt notwendig ist. Die Arbeiten sind jedoch, da der Aufschlag für die Künstler hinzukommt, unverhältnismäßig teuer. Aber die Fabrikanten werden sich diese Anregungen zunutze machen, und dann werden die Sachen billiger werden. Den Künstlern wird das keine Freude machen. Der Wert der Ausstellung liegt in dieser Richtung. Die Massenware soll besser, solider und künstlerischer werden.

ic. Die Wissenschaft vom Schluden. Der Schluden ist eine im allgemeinen als lächerlich betrachtete Erscheinung, für die man im Volk eine ganz bestimmte oberflächliche Erklärung hat, indem man mit Bezug darauf zu sagen pflegt: Der Magen bedankt sich. Man bringt ihn danach mit einer Ueberfüllung des Magens in Verbindung oder betrachtet ihn mindestens als Zeichen einer genügenden Sättigung. Der Mechanismus, durch den der Schluden zustande kommt, ist der nämliche, der das Schreien Epileptischer gelegentlich eines Anfalls oder das sogenannte Wellen von Wut- oder Starckrampfkranken, endlich auch das letzte Nöcheln des Sterbenden hervorruft. Er ist gleichzeitig dem Mechanismus des Seufzens und dem des Gähnens ähnlich und unterscheidet sich von diesen Unterbrechungen der gewöhnlichen Atmung hauptsächlich dadurch, daß er in hohem Grade vom Einfluß des Willens unabhängig ist. Das Geräusch des Schludens entsteht durch einen schnellzuendenden Krampf des Zwerchfells, der das Einatmen der Luft beschleunigt, während gleichzeitig die Wände der Stimmröhre sich nicht weit genug auseinanderheben, um die Luft ruhig in die Luftröhre eintreten zu lassen. Piekt sich das Zwerchfell sehr heftig zusammen, so kommt es zum Würgen und Erbrechen. Ein Mitarbeiter des „Lancet“ macht darauf aufmerksam, daß der Eintritt oder das Fehlen von Schluden gelegentlich dem Arzt ein wertvoller Finger-

zeig für die Behandlung von Patienten sein kann, die an Verdauungsstörungen leiden. Es wird daran erinnert, daß die Unfähigkeit, den regelmäßigen Rhythmus des Atmens durch Aufwand von Willenskraft aufrecht zu erhalten, gewöhnlich der Zustand ist, der dem Eintritt der Seekrankheit vorausgeht, und daß die Entstehung des Schludens überhaupt eine Erklärung für die physiologische Wirkung von Brechmitteln zu geben vermag. Selbstverständlich spielen die Nerven dabei eine große Rolle, und zwar zunächst eben die des Zwerchfells, die wieder von anderen Nerven beeinflusst werden, so daß der Schluden zuweilen, wenn auch selten, die Folge von nervösen Störungen sein kann. Am häufigsten kommt die Reizung der Zwerchfellnerven von unten her, also entweder vom Bauchfell oder vom Magen oder Darm. Daher kann der zu reichliche Genuß von Alkohol und von rotem Pfeffer oder das Vorhandensein von Blähungen Erbrechen hervorrufen. Neuester lästige chronische Anfälle von Schluden werden verursacht durch örtliche Reizung des Schludens oder durch mechanischen Druck einer Adergeschwulst oder einer Wucherung auf die Nerven. Sind diese Nerven bereits gelähmt, so kann eine solche Wirkung begreiflicherweise nicht entstehen. Es ist klar, daß aus diesem Zusammenhange der Arzt manches entnehmen kann. Von allen Mitteln zur Hemmung des Schludens wird das Niesen als eines der wirksamsten empfohlen, und es ist auch sicher eines der ältesten, denn bereits Plato berichtet uns, daß es bei Aristophanes, als er von einem chronischen Schluden befallen war, Erfolg hatte, als alle anderen Mittel zur Vernichtung des quälenden Anfalls verfaßt hatten.

Humoristisches.

— Das Schlimmere. . . . Mir hat sie ewige Treue geschworen — und sie hat ihr Wort gebrochen!

„Na, trösten Sie sich! — Mir ist's noch schlimmer gegangen! Mir hat Eine ewige Treue geschworen und — sie hat ihr Wort gehalten!“

— Aus einer Beschwörungschrift. . . . Warum zeigt man mich wegen jeder Kleinigkeit an und warum hat, als mein Nachbar aus Fahrlässigkeit sein Haus angezündet, kein Auge des Gesetzes danach geträgt?“

— Von der Sekundärbahn. Auf dem Bahnhof kommt ein vierzig Mann starker Verein an. „Na“, sagt der Vorstand desselben, „was ist denn das? Laut Fahrplan sind noch fünf Minuten Zeit bis zum Abgang des Zuges, und dort fährt er schon hinaus!“ — „Ja“, antwortet der Stationsdiener, „als der Lokomotivführer den Haufen Leut' kommen sah, hat er Angst kriegt und ist aus g' rissen!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Kants „Kritik der reinen Vernunft“ erscheint im Verlage von C. F. Thieme in Gotha in einem faszinierten Nachdruck nach der ersten Nigaer Auflage von 1781.

— Die Sammlungen für die Schweizerische Schiller-Stiftung haben 100 000 Franken ergeben. Mit dem Bundesbeitrag beträgt der Grundstock der Stiftung also 150 000 Franken. Die Büchsen sollen vom nächsten Jahre ab zur Verteilung kommen.

— Die chinesische Zeitung „Tjing Pao“, das älteste Blatt der Welt, feiert in nächster Zeit das Jubiläum ihrer vor 1400 Jahren erfolgten Gründung.

— Maxim Gorki hat ein neues Werk, „Die Barbaren“, vollendet. Das Stück ist aus dem Leben der Intelligenz gegriffen und behandelt die politischen Ereignisse aus jüngster Zeit.

— Theaternachrichten. Blumenthals neues Lustspiel „Der Schwur der Treue“ gelangt am 23. September im Schauspielhause zur ersten Aufführung. — Angenommen sind: „Die Rosentempel“ ein neues Schauspiel von Rudolf Lothar vom Deutschen Volkstheater in Wien; Ludwig Hunas Drama „Der Herr auf Dönwald“ vom Wiener Raimund-Theater.

— Heute wird im Künstlerhause eine Ausstellung hervorragender Werke der Wiener Schule eröffnet. Vertreten sind: Alt, Makart, Bettenkosen, Kumpfer, Ruz, Schwaiger u. a.

— Professor Marshall, dessen Ernennung zum Professor an der Wiener Kunstakademie seinerzeit Konflikte und die Sistierung der Vorlesungen verurteilte, ist aus der Akademie geschieden. Die Regierung hat ihn zum Leiter einer neugeschaffenen Graveur- und Medailleurschule ernannt.

— Von der Wirkung der Sonnenfinsternis auf die Magnetonadel berichtet Mascart in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Naturwissenschaften auf Grund von Untersuchungen, die Moureaux angestellt hatte. Er stellte seine Apparate in einem Brunnen, zwanzig Meter unter der Erdoberfläche, auf, wo er also keinerlei Temperaturwechsel zu befürchten hatte, und beobachtete nun, wie während der Sonnenfinsternis die Magnetonadel um vier Minuten abwich. Er konnte auch durch Messungen, die er an den verschiedenen Orten über der Erde vornahm, feststellen, daß die Luftwärme während der Verfinsternung um 1½ Grad abnahm.